

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 151 (1878)

Artikel: Das bernische Kantonal-Schützenfest in Thun
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das

bernische Kantonal-Schützenfest in Thun

17. bis 24. Juni 1877.

„Scho wieder so-n-es Lufels Fescht. Me weiß afe nit meh, sy d'Lüt no bi Trost oder nit. Da chlage sie an eim furt über die böse Zyte, Mangel a Verdienst, groöi Stüre und Telle, und mache-n-eis Fescht über d's andere, wie we sie nit wüßte, wo mit dem Geld süßt hi.“

So sprach Breneli, die wackere und sonst sanfte junge Ehefrau, zu ihrem Christen, einem nicht minder braven Auszügler; die Beiden saßen im goldenen Abendchein vor ihrem Häuschen, nicht weit vom rechten Ufer des schönen Thunersee's. Breni hatte eben das „Thunerblatt“ in der Hand mit dem langen Programm des Kantonal-Schützenfestes, und das hatte den Anlaß gegeben zu obiger Sentenz; Christen antwortete nicht sogleich, er sah grad vor sich hin, wie in den leeren Raum, nur etwas verstärkte Rauchwolken stiegen aus seinem Pfeifchen auf. Das war aber dem klugen Fraueli schon genug. „Wirst doch nit öppe o no welle ga?“ und sah dabei ihrem Christen recht offen und treu in's Gesicht. „D was weiß i!“ sagte dieser fast gleichgültig. „Es ist wohl so, wie d' seist, i bin o der Meinig, dere Fescht syges afe schier gnueg, und wenn Eine meint, er müeßi bi Allem sy und Alles mitmache, so git er e Hudel ab und en arme Tropf, trag er en elbi Shutte oder Herreschuh. Hingenge het's mi geng düecht, die Schütze fest sige no nit die mindste und es chöm emel no öppis derby use.“

„Ja, gäll, wie färn z'Losane, wo sie no geng nid hei dörfe usrechne, so heig's ne gruset, wie d'selber gseit hest.“ — „Da chunst a d's Rechte. Es wott mir ebe schyne, z'Thun gryfe si's ganz anders a; si heige nid Alles uf d'Hoffart, aber derfür viel uf e Schießplan gwendet, es gäb es Fescht für d'Schütze, nit für d'Hudle. D's Ygricht isch guet, i bi's am letzte Märkt ga luege, und der Schießplan isch so, daß Eine zu-n-ere Prämie cha cho und Eine cha Schützechünig werde, wenn er scho nit der Saß voll Näppeler het. Wer i 200 Schüsse am meiste gueti het, dä het's gwunne.“

So ging das Gespräch noch einige Zeit weiter; Christen wurde immer lebendiger, Breneli's Einwendungen schwächer, es fragte und ließ sich brichten. Als sie endlich sich zur Ruhe begaben, da hob im trauten Stübchen Christen seinen „Bettlerli“ vom Nagel, wischte flüchtig den wenigen Staub ab, schlug zum Fenster hinaus an und sagte trozig vor sich hin: „Wohl! wenn sie cho wei, d'Nothhose oder die Andere, bi Gott, si sölle üs Schütze gspüre und das sölle si.“

Da funkelte auch in Breni's Augen etwas, ihr Großvater liegt in Neuenegg. „He nu, Christe, gang i Gott's Name!“ sagte sie treu und fest, sie wußte selber nicht recht, meinte sie nach Thun oder nach Neuenegg. Spiel und Ernst mischten sich in ihren Gedanken. Christen verstand sie; kein Wort wurde weiter darüber gesprochen.

So mischen sich wohl oft unsre Gefühle. Auf der Oberfläche des Lebens zeigt sich das bunte Spiel wie ein Scherz, während in der Tiefe oder im Hintergrund ein rechter Ernst wohnt. So ist's mit den Schützenfesten und soll es sein; in dem lustigen Waffenspiel soll der rechte Schütze der ernsten Bedeutung desselben sich fest und sicher bewußt werden.

In der Sonntagsfrühe des 17. Juni ging Christen in gehobener Stimmung mit seiner Sektion nach Thun; eben rechtzeitig treffen sie ein, um dem imposanten Zuge zur Eröffnung des Festes sich anzuschließen. Bald darauf ertönte das Kommando „Vorwärts — marsch!“ Die Kanonen donnerten und die 800 Mann starke Kolonne bewegte sich unter den rauschenden Klängen der Musik in Bewegung durch die Straßen der Stadt. Voran drei stämmige Hellebardiere in alter Schweizertracht, dann die treffliche Regimentsmusik von Konstanz, 28 Mann stark, als Festmusik engagirt; ihr folgte Vater Tell, den Knaben mit dem Apfel an der Hand führend, und ein Peloton des originellen Knaben-Armbrustschützenkorps von Thun mit ihrer mittelalterlichen Waffe und ihrer Fahne, eskortirt von zwei der besten Schützen. Dann flatterte die Kantonal-Schützenfahne, begleitet von etlichen zwanzig Sektionsfahnen, stolz im Morgenwind sich wiegend; es folgten die verschiedenen Fest-Comité's und endlich das stattliche Schützenbataillon zu Bieren, zwischen ein hatte die frische

Thuner-Schützenmusik ihren Platz und den Schluß bildete ein zweites Beloton des Knabenkorps von Thun, mit Vetterli bewaffnet.

Wie dieser Zug durch die reich in Grün gekleideten Straßen der Stadt marschirte, eine unzählige Volksmenge friedlich sich drängte, aus allen Fenstern Blumen von schönen Händen den Schützen zugeworfen wurden, über Allem ein festlich klarblauer Himmel lachte, — das war ein prächtig Bild, wie Thun es wohl noch nie gesehen, wie Christen und seine Kameraden es noch nie mitgemacht; stolzer hob sich seine Brust, frisch und stramm marschirte er einher; er war kein blasirter Festbummler; ihm war's nicht anders, als ob er ausrückte an des Landes Mark, dem Feind entgegen, als ob tausend Grüße segnend die Schützen begleiteten, die Fahnen ihnen zu rauschen wollten, treu zu ihnen zu stehn, — und in seinem Herzen sah er ein freundlich ernstes Antlitz und das sagte ihm: „Christen gang i Gott's Name!“ Gerne wäre er gestanden vor dem Feind, für's liebe Heim, für's Vaterland. — So soll der Schütz seine Feste feiern.

Endlich langte der Zug auf dem Festplatz an, auf der bekannten Thuner-Allmend mit ihren herrlichen Lindenalleen, umgeben von einem Kranz von Wald- und Nebenhügeln, von stolzen Bergen, die gipfeln in den wunderbaren Firnzinnen der Jungfrau, des Mönch's und Eiger's, dem ewig schönen Burgwall.

Der Zug machte Halt, stellte sich vor der einfachen Festhütte auf, die Banner in der Mitte, rings das Volk dicht Kopf an Kopf. Da stimmt die Musik unser Nationallied an: „Rufst du, mein Vaterland“ — kräftig fällt Christen ein: „steh uns mit Herz und Hand all' dir geweiht!“ Aber da hört er fast nur seine Stimme allein, Wenige singen und diese schweigen auch bald, nur die Musik spielt die herrliche Weise vor. Ja was ist denn? Warum wird nicht gesungen? Das versteht Christen nicht. So und so viel Gesangsvereine im ganzen Land herum, jeder Schulmeister ein Gesangsdirektor, in jedem Dörfchen fast im Winter Konzerte, im Sommer Kreis-, Bezirks-, Kantonal-, eidgenössische Gesangsfeste, wo es immer vom Volksgefang heißt, wie er blühe und gedeihe,

und kommt das „Volk“ zusammen, aber man hat nicht grad die Gesangbücher und den „Direktor“ mit der Stimmflöte da, so kann man nicht einmal mehr das „Rufst du, mein Vaterland“ singen oder mag nicht. Sind die Gesangsvereine für nichts als die Gesangsfeste da? Wo bleibt denn der „Volksgefang?“ — „Soll's der T... näh, jiz ga-n-i erst nid i d's Gsangverein,“ so schloß der etwas ernüchterte Christen seine stillen Reflexionen.

Es folgte die Uebergabe der Kantonalflagge. Herr Nationalrath Bucher von Burgdorf übergab sie mit einer prunklosen, kernigen Rede, in welcher er mahnte zu einem rechten Ringen auf allen Lebensgebieten, zu einem energischen, aber weisen und umsichtigen Fortschritt. Herr Nationalrath Zyro nahm die Fahne in Empfang, begrüßte die Schützen alle und hieß sie herzlich willkommen; indem er dann eine neue Kantonalflagge entwickelte mit der Inschrift: „Die Eidgenossenschaft, die Bern!“ führte er weiter in feuriger Rede aus, wie Bern stets dabei sei, wo es gelte, einzustehn für eidgenössische Interessen, es sei im Krieg oder Frieden. Möge es von guter Vorbedeutung sein, daß 7 andre Kantone ihre Contingente zu dieser Fahnenweihe gestellt, und möge es uns vergönnt sein, unter diesem Banner wie bisher im Frieden zu leben; möge der Geist der Eintracht und Bruderliebe, der so trefflich versinnbildlicht ist durch das weiße Kreuz im rothen Feld und das rothe Kreuz im weißen Feld, uns stets zu edlem Thun entflammen! Ein dreifach Hoch! dem Vaterland! und das Fest war eröffnet.

Nachdem die Fahnen auf der Tribüne der Festhütte aufgepflanzt waren, ging's zu Tische. Die Festhütte, die circa 800 Personen zu fassen vermochte, war sehr einfach und praktisch gebaut. Außer der Tribüne, welche zugleich für die Festmusik, die Fahnen und die Redner diente, war neben einigen Inschriften ihr einziger, aber wirklich schöner Schmuck ein großes Bild, die Mutter Helvetia darstellend, zu deren Füßen ein kleiner Knabe den Thuner-, ein kräftiger Jüngling den Berner-Schild bewacht — mit der Inschrift:

Nicht Thuner und nicht Berner
Genüget mehr allein;
Man muß mit ganzem Herzen
Ein Eidgenosse sein.

Die Festwirthschaft war gut, Speisen und Getränke real und billig. Beim ersten Bankett galt nach guter, alter Sitte der erste Toast dem Vaterland, ausgebracht in schlichten und würdig ernstlichen Worten vom Präsidenten des Empfangs-Comité, Herrn Fürsprech Spring in Thun. Man wird wohl begreifen, daß wir all' die schönen Reden hier nicht wiedergeben können; im Ganzen wurde nicht übertrieben viel gesprochen, wenig politisirt, so viel Anlaß hiezu wäre gegeben gewesen durch die äußern und innern politischen Zustände; es herrschte durchgängig ein mehr gemüthlicher Ton; bei dem ist auch Alles wohler; es war wirklich, als fühlte sich jeder in seiner Haut recht wohl, während

„Sintemal weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.“

Um 1 Uhr ertönte der bekannte Kanonenschuß und sofort begann das Knattern im Schießstand, daß es eine Lust war. In etwa 80 Scheiben wurde auf 3 verschiedene Distanzen geschossen: mit Karabinern auf 225 Meter, dann auf 300 Meter, die gewöhnliche Distanz, und endlich auf die große Distanz von 450 Meter. — Einen schönern Festplatz wird man nicht leicht finden können, und was mehr ist — die ganze Einrichtung bewährte sich vorzüglich, so daß während des Festes und nach demselben begründete Reklamationen verhältnißmäßig sehr wenig einliefen, und diese fanden in freundlicher Weise ihre Erledigung. Dieß muß zur Ehre des Organisations- und besonders des Schieß-Comité's gesagt werden, die weder Zeit, noch Mühe oder Kosten scheuten, Alles auf's Beste einzurichten, ohne Hoffahrt.

Gleich der Anfang des Schießens war belebt und spannend. Es war die Anordnung getroffen worden, daß die 6 ersten Bechergewinner mit dem Lorbeer gekrönt werden sollten. Zehn Schießstände waren ebensoviele zuvor angemeldeten Konkurrenten vorbehalten. Obgleich hier recht gute Schützen ihr Möglichstes thaten, ging's doch nicht so rasch, als vielleicht erwartet worden war. Denn während der erste Becher in 2 Stunden, 43 Minuten herausgeschossen war, wurde die Sechszahl erst nach 4 Stunden, 23 Minuten voll. Nun großer Jubel! Ein Murgauer, ein

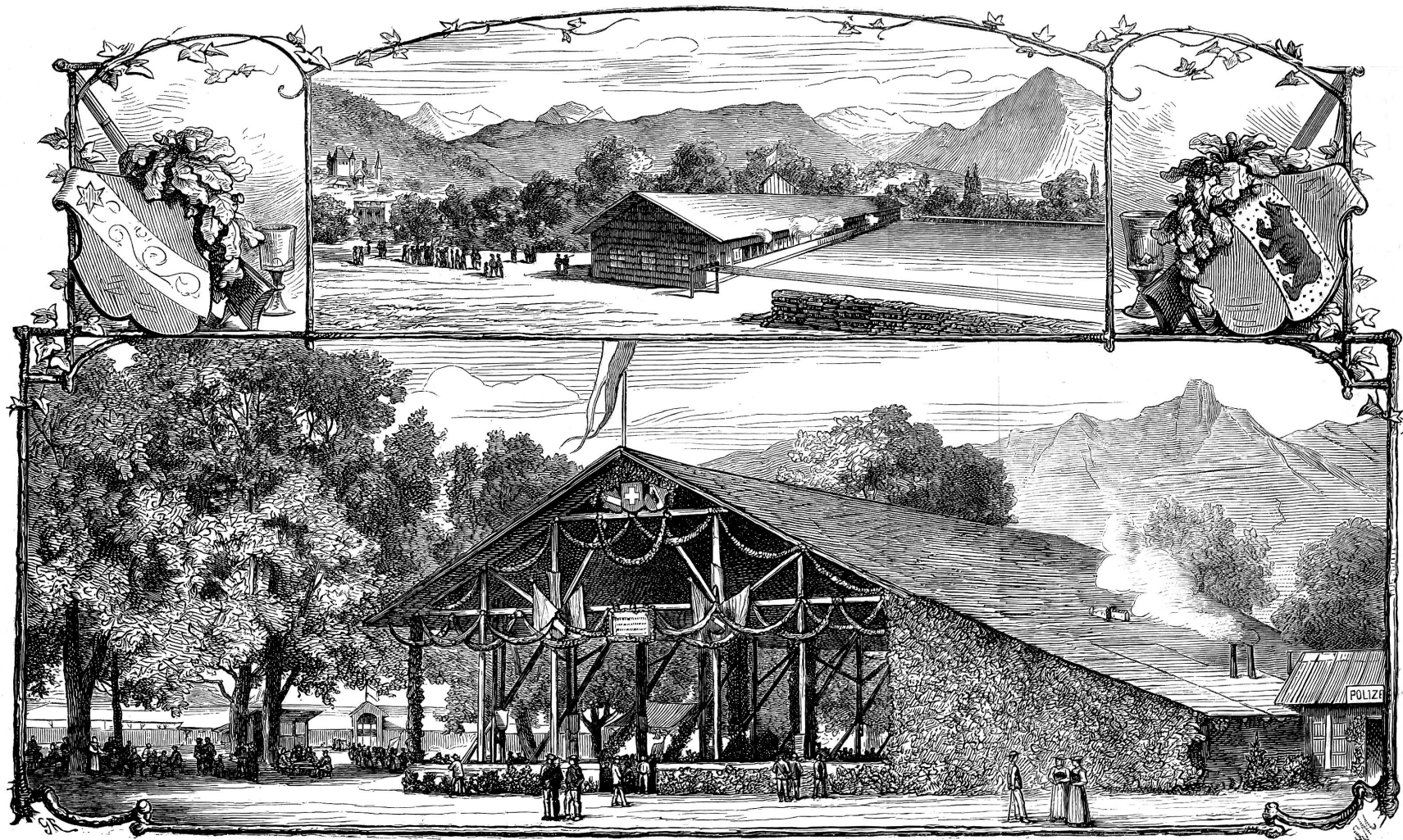
Neuenburger und nicht weniger als 4 Schützen von Biel wurden vom Empfangs-Comité auf der Tribüne rechts neben dem Haupteingange der Festhütte festlich begrüßt und unter den Klängen der Festmusik und dem Hurrah der Hunderte von Schützen und Zuschauern von festlich in weiß mit rothen Schärpen gekleideten Ehren-Jungfrauen mit dem Lorbeerkrantz geschmückt. Mögen sie diesen, wie den zierlich gearbeiteten Becher, allzeit in Ehren halten!

Doch schon drohte der Festfreude ein Dämpfer. Während im Schießstand wacker weiter gearbeitet wurde, zogen schwarze Gewitterwolken über dem rechten Ufer des Thunersee's sich zusammen, und sie sollten sich in der Nacht in einer für 3 Gemeinden jener Gegend furchtbar verheerenden Weise entladen. Lasset mich schweigen von den schweren Verwüstungen im Gruz, in Oberhofen und Hilterfingen. Schlimme Berichte trafen ein; außer dem Schaden an Eigenthum, der weit in die Hunderttausende ging, waren 7 Menschenleben das Opfer des wüthenden Sturmes geworden.

Sollte man nicht unter solchen Umständen das Fest einstellen? Das erste Gefühl möchte „ja“ dazu sagen. Aber — was hätten die Beschädigten davon? Welche weitem großen Verluste wären die Folge? Beurtheile man das nüchtern. — Besser — so sagte man sich — man hält fest am Programm und nimmt in dasselbe noch eine thatkräftige Hülfe auf. So geschah's. Es wurden Sammlungen veranstaltet, an mehreren Tagen beim Mittagstisch kollektirt und mit besonderm Nachdruck redete Herr Direktor Schärer von der Waldau den Schützen zu Herzen, der Noth der Brüder zu gedenken; nicht ohne schönen Erfolg. Auch hier ist das hülfreiche rothe Kreuz im weißen Feld auf seinem rechten Posten.

Sollten wir nun weiter erzählen den Gang des Festes Tag um Tag? Das wird man dem „Boten“ gerne ersparen; man kennt das schon, das bunt bewegte Leben in aller Fröhlichkeit und bester Ordnung, dabei nur die Polizei sich langweilen konnte, weil sie soviel wie gar nichts zu thun hatte.

Eins aber darf nicht unerwähnt bleiben. Unter den bessern Schützen fand sich auch ein Tyroler,



Das bernische Kantonal-Schützenfest in Thun.

Namens Brehm. Hat er auch nicht oben aus geschwungen, so lachte ihm doch in der Hauptstichscheibe „Berna“ das Glück, sämtliche fünf Treffer mit 65 Punkten zu schießen, ein prächtiges Resultat. Ein donnerndes Hurrah mag ihm bewiesen haben, wie sehr man ihm das gönnte. Aber als die Hurrahs verklungen waren, ging sofort auch die Lösung durch die Reihen: Brehm muß ausgestochen sein! Die „Berna“ soll er nicht haben! — Doch so leicht ging das nicht. Mancher machte seine 3 und 4 gute Treffer — Achtung! — und richtig geht der letzte schief. O das Stichfieber! — So blieb's mehrere Tage lang; Brehm blieb Meister. Endlich — am Samstag erschallte ein neues, überwältigendes Hurrah! 70 Punkte in 5 Treffern hatte Elmer aus St. Gallen. — Wer hätte dem Fremden die Ehre und die Freude mißgönnt; haben doch die Schweizer Schützen an ausländischen Festen so oft die ersten Preise weggeschossen und sind dabei stets auf's Ehrenvollste und Freundlichste behandelt worden. Aber eben sollen sie auch darauf halten, nicht auf dem eigenen Boden von Fremden geschlagen zu werden.

So war's ein bewegtes Leben die Woche durch, und selbst am Sonntag in der Frühe begann es wieder, weil die 145 Sektionen nicht alle hatten schießen können. Doch um 8 Uhr gebot die Kanone ihr donnerndes Halt, im Schießstand ward's still, er leerte sich, und Alles sammelte sich zum Gottesdienst — wegen des eben beginnenden starken Regens in der Festhütte, statt auf der freien, schönen Allmend. Die Wirthschaft wurde geschlossen, die Räume füllten sich; feierliche Stille herrschte, als die Musik mit dem herrlichen Lied eröffnete: „Das ist der Tag des Herrn.“ — Wunderbar ergriffen diese Klänge und erhoben das Herz in andächtiger Stille zu Gott. Dann betrat der Festprediger, Herr Pfarrer Gerwer in Thun, die Tribüne und redete nach kurzem Eingangsgebet im Anschluß an die biblischen Worte: „Erwählet Euch, wem ihr dienen wollt; dem Gott, dem eure Väter gedient haben, oder den Götzen, der fremden Völker; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ — davon, wie unser Volk in einem aufrichtigen und kindlich frommen, dabei aber freien und überzeugungstreuen Glauben und Gottesdienst seine beste sittliche Kraft finde,

eine Kraft, die sich in der That äußern werde nach dem Sinn unsers Erlösers, „der sein Leben für die Brüder gelassen“, und in dessen Nachfolge „wir auch das Leben für die Brüder lassen sollen“ — und dieß — so führte der Prediger weiter aus — nicht etwa nur im Sturm der Begeisterung, mit der Waffe in der Hand, sondern auch in dem täglichen Beruf und der Stellung, die Jedem im bürgerlichen Leben zugewiesen ist.

Mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott“ schloß die Musik die Feier ab, deren Eindruck gewiß jedem ernstest Gesinnten erquicklich, erhebend war. Aber auch hier muß der Mangel an Gesangsfertigkeit in unserem Volke bedauert werden; kein Choral, kein Lied konnte gesungen werden, und doch wie viel würde Solches nicht beitragen zu einer gehobenen Stimmung bei den vielen festlichen Anlässen?

Schließlich gestaltete sich die Preisvertheilung am Montag Vormittag zu einer schönen Festlichkeit. Am Prämientisch, überstellt mit glänzenden Bechern etc., umgeben von 10 Ehrenjungfrauen, flankirt von den Fahnen, sprach der Festpräsident zu den versammelten Schützen, indem er die Leistungen als befriedigend erklärte, insbesondere diejenigen im Sektions-Wett-schießen, und ermunterte zur Pflege der edlen Schützenkunst.

Einen Lorbeerkranz nebst entsprechender Ehrengabe erhielten alsdann: 1) Die Stadtschützen von Biel, 2) Feldschützen von Thierachern, 3) Frutigen, 4) Thun, 5) Gunten, 6) Brienz, etc. etc. (im Ganzen 15). In der Stichscheibe „Berna“ waren, wie schon gesagt: Elmer von St. Gallen und der Tiroler Brehm voran.

In der Stichscheibe „Fortschritt“:

J. Henzi, Notar in Ittigen, und J. Bill, Bäcker in Burgdorf.

In der Stichscheibe „Blümlisalp“:

Notar Nußbaum in Worb, Feller, Holzhändler in Bern.

Im Karabiner-Stich:

J. Baugg, Major in Bern, und Joh. Brechbühl in Thun.

Als Schützenkönig aber, d. h. der in 200 Schüssen die meisten Treffer und Punkte gemacht hatte, wurde proklamirt: Joh. Brechbühl

in Thun; er hatte 411 Punkte, während der zweitbeste, Gauri von Reinach, es nur auf 342 Punkte brachte; der Tiroler kam hier erst in elfter Linie.

Nach einem heitern Bankett fand Nachmittags die Uebersiedlung der kantonalen Fahne in die Wohnung des Fest-Präsidenten statt, wobei die Medner mit vollem Rechte die Leistungen des Organisations-Komite's und die Resultate des Festes nur loben konnten. Die Thuner dürfen sich in der That freuen, im Schießwesen an Festen einen ebenso weisen als festen Fortschritt erzielt zu haben. Dessen wollen wir ihnen dankbar gedenken.

Und apropos — unser Christen? Der war während der Preisvertheilung daheim an der Arbeit. Aber als am Abend die Fahne seiner Sektion sieggekrönt einrückte, da war er mit dabei und flotten Zugs gieng's durch die Gassen des Dörfchens. Alt und Jung, Schütze und Nicht-Schütze waren stolz auf die Leistung ihrer jungen Mannschaft und männiglich bewunderte den reichen Pokal; aus solchem Becher hatten Viele noch nie getrunken. Was Wunder, wenn er redlich freiste und das Fest in die Nacht hinein sich verlängerte. Allmählig fanden sich auch die Frauen und Weitschen ein, weiß nicht, ob um des Bechers oder der jungen Burschen und Chemannner willen, oder wegen Allem zusammen. Auch Breneli fand sich ein. „Was weit ihr denn eigentlich mit eme fettige Becher?“ sagte sie zu Christen, — „Alli heu ne nid ha und so wird er den in ere Schublade liege und fertig?“ Ganz still antwortete Christen und sprach: „Richtig, isch's, in ere Schublade wird er neume müsse sy, „aber albeneinist chunt er de füre. G'schau mir „mache's so: wenn Eine vom Verein Hochzyt het „oder lat taufe, so cha de dä der Becher bruche; „i glaube, der Staub leu ne de so nit verderbe. Was „meinst?“ Breneli gab ihm hinterrucks einen Ellbogenmupf, schaute um, ob's Niemand gehört und wurde fast roth, während Christen stillvergnügt lachte.

Nichtig, ich glaube, ehe der Kalender in sein Recht tritt, wird wohl Christen zum Präsident gehn und den Staub vom Becher wischen.

Die Kriegsführung mit Torpedos.

Ein Schiffsoffizier wollte einst einen Irländer für sein Kriegschiff anwerben; der Irländer, der ein alter Soldat war, bedankte sich sehr, indem er sagte: Wenn mir auf dem Lande etwas begegnet, so bleibe ich liegen, und da bin ich; wenn mir aber auf dem Wasser etwas begegnet, wo bin ich?

Damals waren doch die Torpedos noch kaum bekannt, jetzt aber, wo die Schiffe fast stündlich den heimtückischen Angriffen dieser Höllemaschinen ausgesetzt sind, denkt gewiß mancher Matrose öfter, wo bin ich?

Was es nun mit diesen Torpedos für eine Verwandtniß hat, das kann der Bote, da er ja überall herumgekommen ist, dem Leser erklären.

Wenn Du, lieber Leser, ein altes Wörterbuch aufmachst und das Wort Torpedo auffuchst, so wirst Du finden: Torpedo, elektrischer Fisch, Zitterrochen. Das ist nun ursprünglich richtig; dieser Zitterrochen oder Torpedofisch nähert sich unter Wasser dem Thiere, das er als Opfer ausersuchen hat; so wie er das Thier berührt, theilt er ihm einen heftigen Schlag aus, exakt wie die Elektrifizirmaschine vom Herrn Oberlehrer, aber nicht nur einen, sondern rasch nach einander mehrere, bis das Thier geschwächt und betäubt das Opfer des gefährlichen Zitterrochen wird.

Alle Völker, welche aus dem einen oder andern Grunde sich vor einer Seemacht hüten müssen, welche ihnen in Kriegsschiffen überlegen ist, haben immer gesucht, sich die Schiffe des Gegners durch Sperren vom Leibe zu halten, oder sie durch Brand- oder Feuereschiffe zu zerstören, oder endlich, indem man sie unter Wasser an ein Fäßchen anlaufen ließ, welches durch eint oder anderes Mittel gerade dann losgieng, dem Schiffe ein Loch in den Leib schlug und es sogleich zum Sinken brachte. Diese Maschinen nannte man nun nach der Aehnlichkeit des Vorganges nach dem Zitterrochen: Torpedo.

Es ist schon mehr als hundert Jahre her, daß man bekannter Maßen an diesen Torpedos herumstudierte, und es hat mancher sein Studium nicht fertig gebracht, weil der Torpedo mit sammt seinem Herrn und Meister zum Ruks gieng. Die meisten Erfinder suchten Schiffe zu konstruiren, welche so tief im Wasser giengen, daß sie kaum gesehen werden